

JOHANNES BIRGFELD & CLAUDE D. CONTER

Christian Kracht

Zu Leben und Werk

Kiepenheuer & Witsch

1. Auflage 2009

© 2009 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Isaac Tobin

Umschlagillustration: © Lauren Nassef

Gesetzt aus der Sabon

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-04138-5

*Verzeichnis der in den Aufsätzen benutzten Siglen der zitierten
Ausgaben der Literatur von Christian Kracht*

- FL = Faserland. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1995. (Hardcover)
- FI = Ferien für immer. Die angenehmsten Orte der Welt. Mit Eckhart Nickel. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1998. (Hardcover)
- MP = Mesopotamia. Ernste Geschichten am Ende des Jahrtausends. Anthologie junger Prosa. Herausgegeben von Christian Kracht. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1999. (Hardcover)
- TR = Tristesse Royale. Das popkulturelle Quintett mit Joachim Bessing, Christian Kracht, Eckhart Nickel, Alexander v. Schönburg und Benjamin v. Stuckrad-Barre. Berlin: Ullstein 1999. (Broschur)
- GB = Der gelbe Bleistift. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2000. (Taschenbuch)
- 1979 = 1979. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2001. (Hardcover)
- Freund = Der Freund 1–8. Hamburg: Axel Springer 2004–2006. (Broschur)
- NW = New Wave. Ein Kompendium 1999–2006. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2006. (Hardcover)
- TE = Die totale Erinnerung. Kim Jong Ils Nordkorea. Mit Eva Munz, Lukas Nikol. Berlin: Rogner & Bernhard 2006. (Hardcover)
- MT = Metan. Mit Ingo Niermann. Berlin: Rogner & Bernhard 2007. (Hardcover)
- IW = Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatzen. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2008. (Hardcover)

PATRICK BÜHLER & FRANKA MARQUARDT

Das »große Nivellier-Land«?

Die Schweiz in Christian Krachts *Faserland*

I

Laut Klappentext der Erstausgabe handelt Christian Krachts Roman *Faserland* (1995) von einer Fahrt »[e]inmal durch die Republik, von Nord nach Süd«. In der zwei Jahre später im Goldmann Verlag erschienenen Taschenbuchausgabe ist daraus eine »Reise von Sylt bis an den Bodensee« geworden; die wiederum fünf Jahre später aufgelegte dtv-Ausgabe spricht schlicht von einer »Deutschlandreise«. In vielen Rezensionen sind ähnliche Formulierungen zu finden: Krachts Protagonist fahre »kreuz und quer durch die [...] Republik«, so Eberhard Falcke (*Die Zeit* 7. 4. 95), einmal »vertikal durch Deutschland«, so Volker Handloik (*Märkische Allgemeine* 7. 4. 95), oder »von Sylt an den Bodensee«, so Frank Schwarzbauer (*Südkurier* 12. 9. 95). *Faserland* erzähle von »Deutschland-Impressionen«, so Christoph Vormweg (*SZ Literaturbeilage* 6. 4. 95), von einem »Deutschland-Trip«, so Peter Steinkirchner (*Westdeutsche Allgemeine* 19. 6. 95), oder von einer »Tour durch Deutschland«, so Christoph Witzel (*Fuldaer Zeitung* 8. 7. 95). Auch die Literaturwissenschaft lässt Krachts Debüt regelmäßig an der deutschen Grenze enden: »Hamburg, Frankfurt, Heidelberg, München, Meersburg« seien die Stationen auf dem »Reiseplan durchs ›Faserland‹«,¹ dessen »acht Kapitel« den bundesdeutschen »Postleitzahlengebieten« entsprächen.² Ein »junger namenloser Ich-Erzähler« lasse sich »durch Deutschland treiben, von Sylt über Hamburg, Frankfurt, Heidelberg, München bis zum Bodensee«,³ oder reise »through late twentieth-century Germany«. ⁴ Die Präzisierung, dass die »Reise durch Deutschland« im »schweize-

rischen Zürich« ende,⁵ scheint ebenfalls verräterisch: Hätte man die größte Stadt der Schweiz sonst in Süddeutschland vermutet? Ganz abwegig scheint ein solcher Schluss nicht zu sein: Bernhard Pörkensens Besprechung zufolge sei der Held am Ende des Romans »von Sylt im Norden bis nach Zürich im Süden gereist«, wo er sich »auf den Bodensee rudern« lasse (*Das Sonntagsblatt*, Hamburg 7. 4. 95).

Je deutlicher jedoch im Verlauf der *Faserland*-Ausgaben der Klappentext von Deutschland spricht, umso mehr wird der Romanautor zum Schweizer. Während im Klappentext der Erst- und der ersten Taschenbuchausgabe die »Republik« durchreist wird und der Autor »in der Schweiz« nur »geboren« ist, handelt es sich der dtv-Ausgabe zufolge um die Geschichte einer »Deutschlandreise« und bei Christian Kracht um einen »Schweizer«.

2

Anders jedoch als Klappentexte, Feuilleton und Forschung zuweilen glauben machen könnten, übertritt der *Faserland*-Erzähler am Ende des siebten und vorletzten Kapitels ausdrücklich »die Schweizer Grenze« (FL 154); und anders als beim Autor handelt es sich beim zwar namen-, aber keineswegs heimatlosen Ich-Erzähler ausdrücklich *nicht* um einen Schweizer. Obwohl daran auch vor seinem Grenzübertritt kein Zweifel aufkommen kann – der Erzähler ist nicht nur in Deutschland aufgewachsen, sondern spricht ausdrücklich von »uns Deutschen« (FL 150) –, wird die Tatsache, dass er »kein Schweizer« ist, in Zürich noch einmal eigens betont (FL 162). Dass er hier »fremdes« Terrain betritt, zeigt sich auch daran, dass der Erzähler seine Eindrücke von Land und Leuten erst in der Schweiz ausführlich zu protokollieren beginnt – auffallend viel ausführlicher als bei seinen Stationen in Deutschland, die höchstens »super schön« sind wie Sylt (FL 17) oder Heidelberg im Frühling (vgl. FL 90), »eigentlich ganz in Ordnung« wie Hamburg (FL 32) oder »extrem abstoßend« wie Frankfurt (FL 87).

Was der Erzähler über die Schweiz aber festhält, ist zunächst we-

nig überraschend. »Zürich ist schön«, »die Straßen [...] sauber und appetitlich« und »viele« dort »weiß«:

die Schwäne, die am Ufer des Zürichsees auf die Großmütter warten, mit ihren Plastiktüten voller Sonntagsbrot, die Tischdecken überall vor den Cafés und die hohen Wölkchen am blauen Himmel über dem See (FL 155).

In Zürich scheint die Sonne »so schön« (FL 156), wie auch die »Bäume« sind, die »manchmal rauschen«. In den offenbar reichlich vorhandenen »Feinkostläden riecht es gut und in den Blumenläden auch, und die Menschen sind freundlich«. Überhaupt erinnert Zürich in seiner Kleinheit und Appetitlichkeit eher an eine Puppenstube als an eine ernst zu nehmende Großstadt: »Alles ist in Häppchen zu haben, in lauter leckeren Häppchen« (FL 155). So klischeehaft, dass es den Erzähler selbst zu überraschen scheint, taucht an einer Stelle »tatsächlich die Lindt-Schokoladenfabrik« auf, die es nach Schlaraffenland riechen lässt: »Als wir vorbeifahren, riecht es nach dicker, brauner Schokoladenmasse, die in riesengroßen Metall-Bottichen vor sich hin köchelt« (FL 163).

Natürlich gilt hier auch ein anderes Zeitmaß. Während der rastlos Reisende außer auf Sylt nirgendwo mehr als eine Nacht verbringt, wohnt er zu Beginn des letzten Kapitels schon »[s]eit zwei Tagen [...] im Hotel Baur au Lac in Zürich« (FL 155). Und während er sich sonst mit dem Auto, dem ICE oder per Flugzeug fortbewegt, kommt er in der Schweiz merklich zur Ruhe. Hier nimmt er ab und zu ein Taxi, geht viel zu Fuß und sitzt am Ende auf der schlichten »Holzplanke« eines »Ruderboot[s]« (FL 166).

Von den vielen Drogen, die in *Faserland* genommen werden, scheint also die Schweiz die allerbeste zu sein und vielleicht sogar »eine Lösung für alles« (FL 159). Nur hier hat der Erzähler das Gefühl, »alles richtig gemacht« zu haben. Obwohl »es nicht so richtig« zu passen scheint, »hier zu rauchen« (FL 156), gelingt ihm, als er es dennoch tut, auch dabei plötzlich wie von selbst, was er »schon seit Jahren« vergeblich probiert (FL 38): »Auf einmal habe ich einen Rauchring

gemacht, und dann noch einen, und einen dritten. [...] Es ist wirklich furchtbar einfach« (FL 157).

Dass das Schöne, Idyllische und Märchenhafte an der Schweiz vor allem daher rührt, dass sie »Nicht-Deutschland« ist,⁶ wird in *Faserland* rasch deutlich. Schon die »einzige Erinnerung«, die der Erzähler »an die Schweiz« hat, nämlich an eine »Autofahrt mit [s]einem Vater [...] am Genfer See entlang«, wird sofort ins Verhältnis zu Deutschland gesetzt: Die »Autobahnschilder waren grün und nicht blau, wie in Deutschland« (FL 159). Und Zürich ist nur so »schön«, weil es hier »nie einen Krieg« gegeben hat,

das sieht man der Stadt sofort an. [...] Das Feine an der Schweiz ist, daß [...] hier nichts plattgebombt worden ist und vielleicht auch, daß hier die Trambahnen auf Asphalt fahren, der nicht aufgerissen worden ist im Krieg, sondern die Füße der Menschen seit Jahrzehnten trägt (FL 155 f.).

Überhaupt wird die Schweiz vorwiegend im Komparativ beschrieben: Hier sind die »Menschen [...] auf eine ganz bestimmte Art attraktiver«, so wie insgesamt alles »ehrlicher und klarer und vor allem offensichtlicher« erscheint. Sogar die Zürcher Pornokinos wirken vergleichsweise beschaulich: »In Deutschland wäre das alles viel schlimmer. Hier in der Schweiz macht es nicht so viel aus« (FL 159). Daher überrascht es nicht, dass im großen helvetischen Traum, den der Erzähler im letzten Kapitel träumt, die Schweiz nicht nur als heile Welt, sondern vor allem als Gegenentwurf zu Deutschland beschworen wird:

Während ich zur Bahnhofstraße zurücklaufe, denke ich an die Berge, die irgendwo hinter dem Zürichsee anfangen. Dort oben müßte man wohnen, auf einer Bergwiese, in einer kleinen Holzhütte, am Rande eines kalten Bergsees, der unterirdisch mit Schneewasser gespeist wird. [...] Jetzt, wenn der Sommer kommt, würden die Bienen summen, und dann würde ich mit den Kindern Ausflüge machen [...], und ich könnte so tun, als würde ich alles wissen. Ich könnte ihnen alles erklären, und die Kinder

könnten niemanden fragen, ob es denn wirklich so sei, weil sonst niemand da oben wäre. [...] Ich würde ihnen von Deutschland erzählen, von dem großen Land im Norden [...]. Von den Deutschen würde ich erzählen, von den Nationalsozialisten mit ihren sauber ausrasierten Nacken [...]. Ich würde erzählen von den Selektierern an der Rampe [...]. Das wäre aber alles eigentlich auch etwas, das der Vergangenheit angehören würde, dieses Erzählen da oben an dem Bergsee. [...] [U]nd die Kinder würden nie wissen, daß es Deutschland jemals gegeben hat, und sie wären frei, auf ihre Art (FL 160–162).

Das Bild, das hier von der Schweiz gezeichnet wird, ist nun alles andere als neu. Mit der Beschreibung der Eidgenossenschaft als eines naturgewaltigen und dabei ländlich-sittlichen »Nicht-Deutschland« knüpft *Faserland* an einen rund 250 Jahre alten ›Mythos‹ an, der zwar nicht an sich »spezifisch deutsch«⁷ ist, der in der deutschen Kulturgeschichte aber eine besondere Rolle spielt. Im helvetischen Traum des *Faserland*-Erzählers sind nicht nur die vier »fixe[n] Elemente« wieder versammelt, aus denen sich der Philhelvetismus schon im 18. Jahrhundert speist – »das Naturerhabene, das Patriarchalische, die ländliche Idylle und die bürgerliche Freiheit«⁸ –, hier kehrt auch der spezifisch deutsche Blick auf die Schweiz als »Refugium« wieder, »das sich der eigenen Lebenswelt entgegenstellen ließ und somit als Spiegelungsraum eigener Wünsche und Hoffnungen dienen konnte«.⁹ So bestimmt das ›Naturerhabene‹ in der traumhaft alpinen Berghüttenkulisse insgesamt die Szene und wird auch in den Komposita »Bergwiese« und »Bergsee« aufgerufen. Das »Patriarchalische«, das die Eidgenossenschaft als Fortsetzung der Lebensweise der biblischen Erzväter erscheinen lässt, gibt sich in der Paterfamilias-Phantasie des Erzählers zu erkennen, der nicht nur von vielen Kindern, sondern auch von der Oberhoheit über deren Wissen träumt, die ihm die Berghütte gewährte. Auch die »ländliche Idylle«, die schon rund zweihundert Jahre früher die Familien La Roche oder Herder an eine Übersiedlung denken und Heinrich von Kleist sie zumindest vorübergehend in die Tat umsetzen ließ, wird in der paradiesischen Berggemeinschaft der Holzhütte samt See und summenden Bienen beschworen. Schließlich

schlägt auch der Traum von der »bürgerliche[n] Freiheit«, die schon der Held in Grimmelshausens *Simplicissimus Teutsch* (1669) nur im »irdisch Paradis« der »Aydgenoßschafft [...] noch grüne[n]« sieht,¹⁰ in *Faserland* erneut zu Buche: Nur hier wären die Kinder von der faschistischen deutschen Vergangenheit »frei, auf ihre Art«.

Ist auch der »Mythos« von der schönen, patriarchalen, unverdorbenen und freiheitlichen Schweiz schon im 18. Jahrhundert keineswegs ausschließlich deutsch – die ersten Schweiz-Reisenden sind Engländer –,¹¹ so gehört doch die Wahrnehmung der Eidgenossenschaft als ›bessere‹ Ausgabe der Heimat von Anfang an zu den deutschen Besonderheiten des Philhelvetismus. Bis heute hat sich daran wenig geändert: So wie August Wilhelm Schlegel 1808 in der Schweiz »ein stehen gebliebenes Bruchstück des alten Deutschlandes, ein Spiegel dessen, was wir sein sollten«,¹² zu finden meint, so bezeichnet noch eine der jüngsten Textsammlungen zum Verhältnis von »Schweizer[n], Deutsche[n] und ihre[r] Hassliebe« – so der Untertitel – die Eidgenossenschaft als das »verlorene Paradies der Deutschen, in dem sie finden, was sie nicht mehr sein dürfen.«¹³ Denselben ›Mythos‹ mobilisiert eine eigens für Deutsche konzipierte, 2008 neu herausgegebene »Gebrauchsanweisung für die Schweiz«, in deren Klappentext wiederum der Komparativ vorherrscht: »Hier ist alles ein bisschen schöner – die Seen, Berge und Städte, die Menschen, die Geschäfte und die Süßigkeiten.«¹⁴ Und wie schon Schlegel, so gemeindet auch der *Faserland*-Erzähler die Schweiz einfach ein: »Ich denke daran, dass die Schweiz so ein großes Nivellier-Land ist, ein Teil Deutschlands, in dem alles nicht so schlimm ist« (FL 159).

Die traditionsreiche Suche nach dem besseren »Teil Deutschlands« in der Schweiz wird in *Faserland* schließlich auf geradezu morbide-konkretistische Weise in Szene gesetzt. Im letzten Kapitel macht sich der Erzähler nämlich auf die Suche nach dem Grab desjenigen Deutschen, der nach eigenen Aussagen wie nach Ausweis seiner Rezeptionsgeschichte wie kein zweiter das ›bessere Deutschland‹ in der Kriegs- und Nachkriegszeit buchstäblich ›verkörpert‹: Thomas Mann. Wie bedeutungslos die Schweiz und die Schweizer bei dieser Suche sind – auch wenn sie am Ende erfolglos bleibt –, zeigt ein im

Vorfeld des Ausflugs angestellter Vergleich. Die beiden sicherlich ›schweizerischsten‹ Autoren der Nachkriegszeit schneiden dabei gegenüber diesem wohl ›deutschesten‹ aller Schriftsteller im 20. Jahrhundert ebenso schlecht ab wie der zwar im Schwarzwald geborene Hermann Hesse, der anders als Thomas Mann aber schon lange Schweizer Staatsbürger ist, als er 1962 im Tessin stirbt:

Thomas Mann habe ich auch in der Schule lesen müssen, aber seine Bücher haben mir Spaß gemacht. [...] Diese Bücher waren nicht so dämlich wie die von Frisch oder Hesse oder Dürrenmatt (FL 162).

Conrad Ferdinand Meyer, dessen Denkmal am Eingang des Kilchberger Friedhofs, auf dem Thomas Mann liegt, kaum zu übersehen ist, wird gar nicht erst erwähnt.

3

So begehrens- wie beneidenswert die Schweiz in *Faserland* zunächst erscheint, so wenig geht sie in der traditionellen Rolle als der idyllischere »Teil Deutschlands« schon auf. Denn anders als manche Rezensenten, die den Erzähler nonchalant mit dem Autor gleichsetzen,¹⁵ zu suggerieren scheinen, ist der Protagonist in *Faserland* nicht nur ausdrücklich »kein Schweizer« (FL 162), sondern er betreibt gerade in der Schweiz einen bemerkenswert großen Aufwand, um sich von Land und Leuten gründlich zu distanzieren. Dabei beziehen sich die Beobachtungen, die die Anders- und Fremdheit der Nachbarn illustrieren sollen, fast durchgängig auf die feinen Sprachunterschiede, die nur einem deutschen oder zumindest einem deutschsprachigen Besucher überhaupt auffallen können und die auch längst zum Stereotypenarsenal dessen gehören, was ›die‹ Deutschen an ›den‹ Schweizern befremdlich und belustigend finden sollen.

Wenig originell ist etwa die Beobachtung, dass in der Schweiz »auf den Türen der Geschäfte Stossen [...] und nicht Drücken« steht

(FL 155), oder auch der Hinweis auf die schweizerische Initialbetonung (vgl. FL 149). Dass hier nirgendwo ›richtiges‹ Deutsch gesprochen wird, zeigt auch das doppelt entrückte »schöne[] italienische[] Schweizerdeutsch« des Tessiner Taxifahrers (FL 163). Spätestens die Bemerkung, dass der Zürcher Straßename »Mythenquai« ein Beispiel dafür sei, »wie charmant und antiquiert die Dinge hier klingen, so, als würden die Schweizer mit der deutschen Sprache ganz anders umgehen« (ebd.), lässt den herablassenden Gestus deutlich werden. Denn was »charmant und antiquiert« klingt, ist bestenfalls niedlich, in jedem Fall aber leicht retardiert und wohl nicht ganz ernst zu nehmen. Hugo Loetscher nennt es das typisch »deutsche Schulterklopfen«: »Man macht aus dem netten Schweizer einen Diminutiv« und »meint es sogar liebenswürdig«. ¹⁶

Neben ihrer traditionellen Funktion als Projektionsfläche erfüllt die Schweiz in *Faserland* also noch einen zweiten Zweck. In ihrer Niedlich- und Beschaulichkeit, ihrer amüsanten Antiquiertheit und mit ihrem leicht zurückgebliebenen Charme stellt sie nicht nur das ›bessere Deutschland‹ dar, sondern bietet auch die seltene Gelegenheit, sich gerade als Deutscher – trotz allem – endlich einmal besser zu fühlen. Dass und warum das in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein besonders großes Bedürfnis ist, lässt *Faserland* nirgends vergessen: Von Hermann Görings Vorliebe für Sylt (vgl. FL 19) über die viel zitierten Heidelberger »Neckarauen«, die der Inbegriff von Deutschland sein könnten, »wenn es keinen Krieg gegeben hätte und wenn die Juden nicht vergast worden wären« (FL 90), bis zum ersehnten Verschwinden Deutschlands mitsamt seinen »Selektierern an der Rampe« im großen helvetischen Traum (FL 161) ist das ›Dritte Reich‹ im Roman allgegenwärtig. Die Ambivalenz von ›beneiden‹ und ›belächeln‹, die in der deutschen Ausprägung des ›Mythos Schweiz‹ immer schon angelegt ist, tritt in *Faserland* also nicht nur deutlich hervor, der Roman lässt zugleich erkennen, warum gerade dieses ›Schillern‹ in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts für Deutsche so besonders attraktiv erscheint: Als »der Unschuld Land«, ¹⁷ in dem man »wohnen« müsste, um endlich »frei« sein zu können von den »sauber ausrasierten Nacken«, die der Erzähler sowie sein Freund

Nigel bezeichnenderweise mit den »Nationalsozialisten« gemeinsam haben (vgl. FL 35), hat die Schweiz für die so problematisch gewordene deutsche Identität eine märchenhaft-tröstliche und zugleich eine entlastende Funktion. Indem sie einfach zu einem »Teil Deutschlands« erklärt wird, lässt sich das Väter- und Täterland um ein ›gutes‹ Stück erweitern; indem die Schweiz aber gleichzeitig »charmant« und leicht stehen geblieben, ›klein‹, ›appetitlich‹ und dabei so ›süß‹ erscheint, wie selbst das wohl ›deutscheste‹ aller Getränke, nämlich das Bier, hier zuweilen getrunken wird (vgl. FL 149), kann man sich als Deutscher gleichzeitig ein wenig überlegen fühlen. Zur schönen und freien Eidgenossenschaft muss man dann nicht nur hinauf-, man kann auch auf sie herabschauen und so etwas leichter deutsch sein. Zwar ist man »kein Schweizer«, gerade deshalb aber zumindest ernst zu nehmen.

4

Die Stilisierung der Schweiz zum ›besseren‹ »Teil Deutschlands« bei gleichzeitiger, und zwar spezifisch deutscher Distanzierung von den ›kleinen‹ Nachbarn erhält in *Faserland* insofern noch einmal besonderes Gewicht, als die Schweiz in Krachts Texten zwar immer wieder vorkommt, diese Ambivalenz aber in – fast – keinem anderen Text zu finden ist.¹⁸ Vielmehr häufen sich eher identifikatorische Hinweise etwa auf das »Schweizer Elternhaus« des Reisereporters oder auf den Besuch seiner »Mutter aus der Schweiz« in *Der gelbe Bleistift*, was wiederum zu einem helvetischen Traum »von frischen Schweizer Matten, von kalten, klaren Bergseen und von Gletschern« führt (GB 81). Daneben kommen regelmäßig schweizerische Versatzstücke vor, etwa das »Matterhorn« (1979 137) oder die »Chalets in der schönen Schweiz« (GB 45 f.), sowie die Schweiz als Vergleichsgröße: Phnom Penh ist wie Genf »nur mit mehr Palmen« (GB 45), der Flughafen von Tokio »eigentlich sehr schweizerisch« (GB 167) und die Straßen in Singapur sogar »sauberer als in Zürich« (GB 113). In *Ferien für immer* rangieren immerhin das Zürcher Café Odeon sowie

das Restaurant »Kronenhalle« unter den im Untertitel annoncierten »angenehmsten Orten der Welt«, auch wenn das vorangestellte Motto von Thomas Bernhard verkündet, dass die »Schweiz [...] ja das allerärgste« sei im »deutschsprachigen Raum« (FI [11]). In *Tristesse Royale*, wo Kracht nicht nur unter seinem eigenen Namen firmiert, sondern sich auch als Autor des »Bestseller[s] *Faserland*« vorstellt (TR 142), verweist er mehrfach auf die »Schweiz, meine[] Heimat« (TR 123), auf sich als Schweizer (vgl. TR 43) oder seine Schweizer Kindheit, in der »Spielhus« im Fernsehen kam (TR 34). Allerdings gibt er zum Schluss zu Protokoll, dass er sich »selbst so auf die Nerven gegangen« sei mit seiner »Schweiz-Stilisierung«, da er »doch gar nichts über die Schweiz« wisse, außer dass die »Menschen dort [...] so richtig schlimm und unerträglich« seien (TR 185).

Tatsächlich gibt es auch in den Texten, in denen Autor und Erzähler keinesfalls zusammenfallen, gewisse Hinweise darauf, dass sich mindestens einer von beiden in der Schweiz nur mäßig gut auskennt. So erscheint etwa die Tatsache, dass das, was in *Faserland* als »eine Panache« bezeichnet wird, »ein Bier« nicht »mit Grenadine«, sondern mit Zitronenlimonade ist, vor allem aber *ein* Panache heißen müsste,¹⁹ zunächst befremdlich; ad bonam partem ausgelegt, lässt es sich höchstens als weiteres Indiz für die Fremdheit des deutschen Erzählers in der Schweiz verstehen, der den Kellner wohl missverstanden haben muss:

Der Kellner kommt an den Tisch [...], und ich sage, ich möchte so ein Bier mit dieser roten Brause drinnen [...]. Er versteht nicht, was ich will, [...] und dann versteht er plötzlich doch, was ich meine. Bier mit Grenadine heißt das Zeug. Eine Panache, mit der Betonung auf dem ersten A (FL 157).

Die Wiederholung dieses seltsamen Rezepts mitsamt seinem ungewöhnlichen Genuss in *Ferien für immer*, wo es wiederum heißt, dass man sich im Zürcher Café Odeon »bei einer Panache: Feldschlösschen-Bier mit Grenadine-Sirup« treffe (FI 29), macht allerdings skeptisch. Rätselhaft ist auch die Herkunft des Weißweins in der Erzählung

Der Gesang des Zauberers, der bei der ersten Veröffentlichung des Textes richtigerweise »aus dem Wallis« (MP 288), bei dessen Wiederabdruck fünf Jahre später aber nur noch »aus Wallis« kommen soll (NW 183). Auch in diesem Fall ließe sich die Änderung vom richtigen zu einem eher ungelungenen Umgang mit der Schweizer Topografie höchstens als subtile Betonung der Unvertrautheit des Erzählers mit der Schweiz verstehen, der auch hier ausdrücklich ein Deutscher ist (vgl. NW 190/MP 294). Und auch das Missverständnis, das in einem *Die Schweiz* überschriebenen und als Gespräch zwischen Kracht »als Schweizer« und Joachim Bessing »[a]ls Deutsche[m]« (NW 171 f.) angelegten Text über das Wesen des »Schüblig« herrscht, könnte man wohlwollend auflösen: Indem Kracht »Schüblig« für »eigentlich doch eher so, wie man in Deutschland sagt, Semmeln« zu halten zumindest vorgibt, ihn sein deutscher Kollege dann aber darüber aufklärt, dass es sich dabei um »deftige[] Würste« handelt (NW 175), wäre eine weitere virtuose Volte zur Subvertierung beider Identitäten geschlagen.

Gerade in *Die Schweiz* lässt sich nun aber ein ganz ähnliches Doppelspiel beobachten wie im letzten Kapitel von *Faserland*. So sind sich Kracht und Bessing zunächst darin einig, dass die Eidgenossenschaft vielleicht »das neue Zion« (NW 167), aber auch bemerkenswert paranoid, nämlich »wie ja jeder weiß, komplett untertunnelt« sei (NW 165). Auch sei die Schweiz »gewissermaßen autark«, wenn auch nicht »klimatisch« (NW 168); ein Land, in dem man sich zwar »sehr gerne beruflich und auch in [der] Freizeit« aufhalte (NW 169), das aber sonst von geradezu lachhafter Bedeutungslosigkeit erscheine – was umso lustiger wirke, je ernster sich die Schweizer selbst nähmen. So verberge sich, wie ebenfalls »jeder weiß«, die Schweizer Artillerie, stets »den Ernstfall erwartend«, nicht nur hinter »diese[n] Türen in den Bergen«, sondern exerziere »auch am Sonntag« (NW 170 f.). Auch hier ist die Schweiz also »eine Art utopischer, erhaltenswerter Zustand« (NW 176), aber wiederum nur in der charmant-antiquierten Form eines »kugelförmigen Betrachtenspiel[s] für Kinder, in dem es immer schneit« (NW 172). Hier ist sie schließlich ein so »große[s] Nivellier-Land«, dass selbst ihre berühmtesten

Söhne ihrer helvetischen Identität verlustig gehen: Bessing erklärt Max Frisch zum »Österreicher«, Kracht Peter Zumthor zum »Vorarlberger« (NW 173). Anders als in *Faserland* wird in *Die Schweiz* die besondere Attraktivität dieser nivellierenden Wirkung gerade für Deutsche nun aber eigens zur Sprache gebracht:

BESSING: Ist die Schweiz denn überhaupt dieser große Identitätsspende oder nicht eher ein potenter Verwischer?

KRACHT: Nun gut, es gibt ja viele Menschen, die im vergangenen Jahrhundert ihre eigene Historie aufgegeben und sie durch eine Schweizer Historie ersetzt haben. In dem Sinne sollte man schon vom Verwischer sprechen (NW 172).

Als aber der bekennende Deutsche und Max-Frisch-Leser Bessing behauptet, dass »die Schweiz absolut eine Heimat« für ihn sei (NW 176), wird er von Kracht daran erinnert, dass er »jedes Mal«, wenn er da sei, »doch immer« »stöhne«. Bessings Antwort klingt, als kommentiere er das letzte Kapitel von *Faserland*:

Ja, unter der Last des deutschen Gepäcks, das ich mit mir bringe, aber wenn ich das endlich abwerfen könnte und mich endlich ganz erlöst in die Arme der Schweiz fallen lassen könnte (NW 176).

Dass dieser Plan an niemand anderem als den Schweizern selbst scheitern würde, gibt Kracht in seinem Schlusswort zu bedenken. Zwar ziehe die Schweiz alle an, »die sich anderswo gestraft fühlen und unglücklich«, diese dürften aber nur »vielleicht kommen und etwas am Gesamtbild neu anstreichen [...] und es dadurch bereichern, und dann werfen wir sie wieder heraus« (NW 177). Abgesehen davon, dass das »heraus« die Schweizer Innenperspektive des vorangegangenen »wir« geradewegs aufhebt, tun »die« Schweizer »den« Deutschen damit einen doppelten Gefallen: Wenn es so ist, dann kann man sich zwar gerne »beruflich und auch in der Freizeit« in der Schweiz aufhalten und dort das »bessere Deutschland« suchen, die amüsante

helvetische Paranoia, das »völlig geschlossene[]« Dasein »unter einer Glasglocke« (NW 172) und nun auch noch die latente Xenophobie zeigen jedoch, dass dieses vermeintlich ›bessere Deutschland‹ so viel besser dann auch wieder nicht ist. Folglich muss man auch in dessen ›schlechterem‹ Teil am »deutschen Gepäck[]« (NW 176) *ganz* so schwer nicht tragen.

In gewisser Weise behalten die Klappentexte von *Faserland* also recht: Trotz des Grenzüberttritts »in der Nähe von Singen«, bei dem der Held bezeichnenderweise »[!]angsam [...] wieder nüchtern« wird und niemandem seinen Pass zeigen muss (FL 154), handelt es sich bei Krachts Debütroman um nichts anderes als eine »Deutschlandreise«. Denn nach alter deutscher Sitte wird die Schweiz hier nur als »Nivellier-Land« wahrgenommen, das heißt vor allem selbst ›nivelliert‹ und zu einem »Teil« dieses an den Grenzen tatsächlich stark ausgefaserten »Deutschlands« erklärt. Für dessen inzwischen besonders problematisch gewordene Identität, an die in *Faserland* auf Schritt und Tritt erinnert wird, ist das »große Nivellier-Land« in zweifacher Hinsicht der beste Balsam: Als eine zwar vermeintlich ›deutsche‹, aber noch ›heile‹ Welt, in der man nicht einmal wissen muss, »daß es Deutschland jemals gegeben hat« (FL 162), übernimmt die Schweiz die traditionelle Funktion des »idyllische[n] Refugium[s]«, ²⁰ als das sie schon im 18. Jahrhundert besungen wird; als ein deutsches Land ›im Diminutiv‹, dem man sich gerade als Deutscher auch ein wenig überlegen fühlen kann, dient sie aber zugleich der Erleichterung »des deutschen Gepäcks«, das im 20. Jahrhundert schwerer drückt als je zuvor.

Dass es in *Faserland* genau darum geht und welche entscheidende Rolle die Schweiz dabei spielt, zeigt schließlich noch eine Umschrift des Romans, in der jenes »Gepäck[]« auf wiederum bemerkenswert konkretistische Weise in der Schweiz buchstäblich »entsorgt« wird. So geht es in *Faserland. Science-Fiction-Film / Treatment / 2004* zunächst um einen klassisch Hitchcock'schen MacGuffin, nämlich um ein »kleines Stahlkästlein, auf dem das Wort ›Dönitz‹ eingraviert ist« (NW 245). Erst als dieses »Erbstück«, in dem sich »Nichts« befindet, das aber den Namen eines der engsten Vertrauten Hitlers trägt, im diesmal sogar »blitzsauberen Zürich« in einem »Bankfach« einge-

geschlossen ist, atmet der Held »tief durch« und kann »lächelnd die Bahnhofstraße zum See hinunter« gehen. Dort präsentiert sich ihm ein in der Tat märchenhaftes Bild, das nur in einem ›besseren Deutschland‹ – und selbst dort vielleicht nur in eher englisch anmutender Orthographie – noch möglich ist:

Lachende und winkende, glückliche hasidische Familien fahren auf dem Zürichsee mit zehn roten Elektrobooten, die nur 5 km/h schnell sind, ein friedliches, synchrones, fast balletartiges Wettrennen (NW 266).²¹

In diesem fast makaber naiven Schlusstableau zeigt sich noch einmal in nuce, wie und vor allem was die Schweiz in *Faserland* ›nivellieren‹ soll: Am Ende dieser »Deutschlandreise« liegt eine »heile[], einfache[] und gesittete[] Welt«,²² in der es sogar noch »glückliche hasidische Familien« gibt, wenn auch nur im Spielzeugformat.

- 1 Thomas Borgstedt: Pop-Männer. Provokation und Pose bei Christian Kracht und Michel Houellebecq. In: Claudia Benthien/Inge Stephan (Hg.): Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln, Weimar: Böhlau 2003, S. 221–247, hier S. 239 f.
- 2 Stefan Beuse: »154 schöne weiße leere Blätter«. Christian Krachts *Faserland* (1995). In: Wieland Freund/Winfried Freund (Hg.): Der deutsche Roman der Gegenwart. München: Fink 2001, S. 150–155, hier S. 153.
- 3 Fritz Gesing: Blütenstaub im Crazy Faserland. Stimmen der Jugend am Ende des 20. Jahrhunderts. In: Klaus-Michael Bogdal/Ortrud Gutjahr/Joachim Pfeiffer (Hg.): Jugend. Psychologie, Literatur, Geschichte. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 323–350, hier S. 330.
- 4 David Clarke: Dandyism and Homosexuality in the Novels of Christian Kracht. In: Seminar 41 (2005) 1, S. 36–54, hier S. 36.
- 5 Anke S. Biendarra: Der Erzähler als ›popmoderner‹ Flaneur. Christian Krachts Roman *Faserland*. In: German Life and Letters 55 (2002) 2, S. 164–179, hier S. 166.
- 6 Johannes Birgfeld: Christian Kracht als Modellfall einer Reiseliteratur des globalisierten Zeitalters. In: Jean François Valentin (Hg.): Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005. Bd. 9. Bern: Lang 2007, S. 405–411, hier S. 408.

- 7 Günter Oesterle: Die Schweiz – Mythos und Kritik. Deutsche Reisebeschreibungen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. In: Hellmut Thomke/Martin Bircher/Wolfgang Proß (Hg.): Helvetien und Deutschland. Kulturelle Beziehungen zwischen der Schweiz und Deutschland in der Zeit von 1770–1830. Amsterdam, Atlanta GA: Rodopi 1994, S. 79–100, hier S. 83 f.
- 8 Uwe Hentschel: Mythos Schweiz. Zum deutschen literarischen Philhelvetismus zwischen 1700 und 1850. Tübingen: Niemeyer 2002, S. 365.
- 9 Ebd., S. 2.
- 10 Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Simplicissimus Teutsch*. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag 1989, S. 449, 447.
- 11 Vgl. Hentschel (wie Anm. 8), S. 56. – Wie stark dieser ›Mythos‹ auch im 20. Jahrhundert noch ist, zeigt etwa die Schlusszene des Hollywood-Klassikers *The Sound of Music* (1965): Um die Trapp-Familie auf der Flucht vor den Nationalsozialisten aus Salzburg in die Schweiz fliehen lassen zu können, muss sowohl in die Lebensgeschichte Maria von Trapps, die dem Drehbuch zugrunde liegt, als auch in die europäische Topografie massiv eingegriffen werden. Von Trapp floh mit ihrer Familie nämlich nicht zu Fuß über die Alpen, sondern mit dem Zug nach Italien: ›Wäre die Trapp-Familie tatsächlich über die Berge geflohen, so wäre sie direkt in die Arme der Nazis gelaufen. Im Film wird nämlich der Untersberg gezeigt, auf dessen deutscher Seite (an die Schweiz grenzt er natürlich nicht) das Gestapo-Lager Berchtesgarden lag. Baronin Maria von Trapp soll beim Betrachten der Schluss-Szene des Filmes gesagt haben: ›Don't they know geography in Hollywood? Salzburg does not border on Switzerland!‹ Die Antwort des Regisseurs lautete: ›In Hollywood, you make your own geography‹. Elisabeth Monarth: Mythos und Wirklichkeiten. Die Trapp-Geschichte aus verschiedenen Blickwinkeln. In: Ulrike Kammerhofer-Aggermann/Alexander G. Keul (Hg.): *The Sound of Music* zwischen Mythos und Marketing. Salzburg: Salzburger Landesinstitut für Volkskunde 2000, S. 67–90, hier S. 77.
- 12 August Wilhelm Schlegel: Umriße, entworfen auf einer Reise durch die Schweiz. In: Ders.: *Sämtliche Werke*. Bd. 8. Hg. v. Eduard Böcking. Leipzig: Weidmann 1846, S. 154–176, hier S. 155.
- 13 Jürg Altwegg: ›Weltmeister ist, gottlob, Argentinien‹. In: Ders./Roger de Weck (Hg.): *Kuhschweizer und Sauschwaben*. Schweizer, Deutsche und ihre Hassliebe. München, Wien: Hanser 2003, S. 7–14, hier S. 12.
- 14 Thomas Küng: *Gebrauchsanweisung für die Schweiz*. München, Zürich: Piper 2008 [Klappentext].
- 15 Vgl. z. B. Eberhard Falcke (*Die Zeit* 7. 4. 95), Susanna Flühmann (*Zürichsee-Zeitung* 22. 7. 95), Volker Handloik (*Märkische Allgemeine* 7. 4. 95) oder Christoph Rigling (*Offenburger Tageblatt* 29. 9. 95).
- 16 Hugo Loetscher: Sich ein Bildnis vom Nachbarn machend. In: Altwegg/de Weck (wie Anm. 13), S. 194–204, hier S. 202 f.
- 17 Friedrich Schiller: *Wilhelm Tell*. In: Ders.: *Werke und Briefe* in 12 Bänden. Bd. 5. Hg. v. Matthias Luserke. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag 1996, S. 385–505, hier S. 446 [III,2].

- 18 Dass die Schweiz in Krachts Werk insgesamt eine wichtige Rolle spielt, stellt sein neuester Roman *Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten* (2008) noch einmal eindrücklich unter Beweis. Inwiefern nicht auch dieser Text, in dem die Schweiz ein sozialistischer Staat ist und zum zentralen Kriegsschauplatz im 20. Jahrhundert wird, dieselben Ambivalenzen eines vermeintlich ›friendly takeover‹ erkennen lässt, wäre genauer zu prüfen.
- 19 Kurt Meyer: Schweizer Wörterbuch. So sagen wir in der Schweiz. Frauenfeld, Stuttgart, Wien: Huber 2006, S. 195, s.v. ›Panaché [...], das‹. Die Aussprache – ›Panache‹ oder ›Panaché‹ – kann je nach Region variieren. – Auch der freundlichen Auskunft des Schweizer Brauerei-Verbandes (SBV) vom 26. 5. 2008 zufolge, »ist ein Panaché immer mit Citro«.
- 20 Hentschel (wie Anm. 8), S. 365.
- 21 Als Umschrift aus dem Hebräischen ist im Deutschen ›chassidisch‹, im Englischen hingegen ›hasidic‹ üblich.
- 22 Hentschel (wie Anm. 8), S. 327.